

Eigentlich wollte ich mich heute Morgen auf eine Beerdigung vorbereiten, beten, vielleicht noch ein paar Gedanken für die Predigt sammeln, das Pfarreiblatt für Dezember fertigstellen und mich um die Menschen kümmern, die mir als Dorfpfarrer anvertraut sind.

Mit grosser Bundespolitik möchte ich möglichst wenig zu tun haben. Ehrlich gesagt, wenn es sich vermeiden lässt, auch nicht allzu viel mit Kantonspolitik.

Ich habe eigentlich ganz bescheidene Ansprüche an unser Gemeinwesen: Ich möchte, dass die Wasserversorgung funktioniert, dass Strom aus der Steckdose kommt, dass wir eine zuverlässige Bank haben, bei der man seine Angelegenheiten erledigen kann, wo mein Geld sicher angelegt ist und ich einen kleinen bescheidenen Zins dafür bekommen und ich möchte, dass unsere Postautos auch in Zukunft vernünftig durchs Tal und möglichst wenig über unseren Dorfplatz fahren. Ausserdem wäre es mir lieb, wenn sich die Büroarbeit und Verwaltungskosten bei der Einrichtung eines kleinen Jugendraums in Grenzen halten würden und allem voran bin ich natürlich am Frieden interessiert.

Als nächsten Schritt werde ich bei meinem Jugendraum nun bei der Gebäudeversicherung Graubünden anrufen müssen. Ich bin schon gespannt, welche Erfahrungen ich damit machen werde. Vielleicht wäre aber die freiwillige Feuerwehr eine gute Anlaufstelle. Ein Feuerwehrmann, der mit mir einmal den Raum anschaut und mich in meiner Einschätzung bestätigt: Ein Akustischer Brandmelder im Vorderen Raum und im Zugangsbereich, höchstens 12 Personen, ein Feuerlöscher und nur Zugang für Menschen, die wissen, wie man sich verhalten muss, wenn es brennt und dementsprechend auch nüchtern bleiben. Leider müssen wir nun auch hier in Vals unter der Katastrophe von Crans Montana und den Ängsten, die dadurch ausgelöst wurden, leiden.

Doch bin ich zuversichtlich, dass wir einen guten sicheren Modus hinbekommen. Unsere Valser Jugendlichen zu Verantwortungsbewusstsein und vernünftigen Verhalten zu erziehen, das ist die wichtige Aufgabe der erwachsenen Generation und ich halte es für die Zukunft wichtig, dass diesbezüglich die Erwachsenen zusammenhalten.

Doch das bedingt natürlich ein Stück weit, dass wir auch Erwachsen sind und das ist natürlich vor allem für diejenigen unter uns, die sich um Gotteskindschaft bemühen, nicht immer ganz leicht. 😉

Ich denke aber, dass in dieser Bildung die Grundlage unseres demokratischen Rechtstaates liegt und dass ein Gemeinwesen, das sich nur noch auf Kapital und immer mehr Gesetze und immer mehr Menschen, die von den Gesetzten und deren Auslegung leben, stütz, nicht unseren Schweizer Ansprüchen entspricht.

Kontrolle und Sicherheit ist gut, doch sollten sie in einem freiheitlichen demokratischen Staat niemals an die Stelle von Vertrauen und Selbstverantwortung treten. Auch bei Kontrolle und Sicherheitsprotokollen sollte es m.E. Grenzen geben.

Denn vor allem möchte ich, dass das Ganze bezahlbar bleibt und nicht andere später einmal unter einer Lebensweise und ein System leiden müssen, das vor allem Schulden, Atommüll, endlose Solartzellenfelder und Zerstörung hinterlässt.

Denn bei allen schönen politischen Zukunftsprojekten sollte man eines nicht vergessen:

Bezahlt werden müssen sie am Ende auch. Mit Bundessteuern, Kantonssteuern und Gemeindesteuern.

Und die stammen nicht aus irgendeiner wundersamen Geldvermehrung, sondern aus der Arbeit der Menschen.

Aus der Arbeit von immer weniger wirklich produktiven Menschen, wie mir scheint. Es wäre meine ich höchste Zeit, dass sich jeder einzelne in unserer Gesellschaft einmal an der eigenen Nase packt und sich überlegt, wo er noch weiterwachsen und sich für das Allgemeinwohl einsetzen kann.

Ansonsten wünsche ich mir vor allem auch, dass die Menschen möglichst viel selbst entscheiden und verantworten dürfen. Dass man nicht für jede Kleinigkeit eine neue Vorschrift, eine neue Behörde oder irgendein zusätzliches Formular braucht.

Vielleicht bin ich in dieser Hinsicht ein ziemlich altmodischer Schweizer.

Aber ich glaube, dass eine Gesellschaft nicht dadurch besser wird, dass sie immer mehr Aufgaben an immer grössere Apparate, an immer noch zentralistischere Verwaltungen abgibt.

Und ausgerechnet ein Postauto vor meinem Pfarrhausfenster hat mir kürzlich wieder gezeigt, weshalb ich das glaube.

Dabei hätte mich dieses Postauto beinahe selbst zu einem jener empörten politischen Kommentatoren gemacht, über die ich mich sonst gelegentlich ärgere.

Die Kamera hatte ich jedenfalls schon in der Hand.

Und während ich mich über einen parkierten Bus aufregte, sass darin ein Mensch, den ich zunächst überhaupt nicht bemerkt hatte.

Vielleicht beginnt genau da eine kleine Lektion über Demokratie.

Aber wie ich von diesem Postauto zu Jan Böhmermann, Wolodymyr Selenskyj und den Vereinigten Staaten von Europa gekommen bin, ist eine etwas längere Geschichte.

Gedanken eines Dorfpfarrers über supranationale Liebe und Demokratie von unten

Eigentlich wollte ich mich wie schon gesagt heute Morgen auf eine Beerdigung vorbereiten. Ein wenig beten, die Predigt durchdenken, das Pfarreiblatt weiter schreiben und mich um das kümmern, was hier im Dorf und im Pfarramt alles anfällt. Doch leider liegt eben auch bei mir nicht nur ein Wecker, sondern ein Gerät auf dem Nachttisch, das viel Disziplin von mir verlangt, die ich nicht immer habe.

Ein Blick auf eine neue Nachricht und es ist geschehen, mein Interesse ist geweckt.

Heute Morgen bin ich dabei über ein Lied gestolpert, das mich bis in die grosse Europapolitik geführt hat. Es heisst «U.S.E. – United States of Europe», stammt von Jan Böhmermann und besingt die Vereinigten Staaten von Europa. Wie ich von diesem Lied zu einem Postauto vor meinem Pfarrhausfenster komme? Das ist eine etwas längere Geschichte.

Neulich stand direkt vor meinem Pfarrhausfenster ein Postauto. Nicht an einer Haltestelle, sondern parkiert, unmittelbar neben der Brücke von Peter Zumthor. Ausgerechnet dort, wo ich mit unserer Rikscha gerne ältere Menschen spazieren fahre und mit diesem Postauto im Weg nun etwas mühe hätte, daran gut und sicher vorbeizukommen.

Ich war schon dabei, mich aufzuregen. Muss das jetzt auch noch sein? Seit dem Fahrplanwechsel gibt es Veränderungen auf unserer Linie, neue Abläufe und neue Gesichter. Und jetzt soll offenbar auch noch direkt vor meinem Fenster Pause gemacht werden?

Schon war ich gedanklich bei der grossen Politik. Was hatte sich bei PostAuto Schweiz in der Führung verändert? Welche Umstrukturierungen gab es? Wer hatte diese Parkerei zu verantworten? Ich wollte mich schon informieren und daraus womöglich gleich den nächsten kritischen Aufsatz machen.

Zuerst aber brauchte ich ein Foto. Also ging ich mit dem Handy hinaus. Als ich das Postauto aber fotografieren wollte, bemerkte ich plötzlich, dass da ja jemand drin sass!

Der Chauffeur machte Pause und hatte mich mit meiner Kamera natürlich längst gesehen.

Da konnte ich schlecht so tun, als sei nichts gewesen. Ich ging auf ihn zu und wir kamen ins Gespräch.

Er erzählte mir, dass er neu in der Gegend sei und aus München komme. Im Zuge des veränderten Angebots hatte man für den grösseren Verkehrsverbund in der Surselva zusätzliche Chauffeure gebraucht.

Das betrifft selbstverständlich nicht allein unser kleines Vals. Für ihn sind die Strassen und die örtlichen Gewohnheiten noch neu.

Mir ist allerdings aufgefallen, dass auf unserer Strecke in letzter Zeit ein wenig von der sprichwörtlichen Schweizer Höflichkeit verloren gegangen zu sein scheint. Zumindest habe ich das Gefühl, dass die Postauto-Chauffeure noch vor wenigen Monaten häufiger den Blinker setzten und die hinter ihnen fahrenden Autos freundlich vorbeiliessen. Eine kleine Geste der Rücksichtnahme, die auf unseren engen Bergstrassen das Miteinander doch erheblich angenehmer macht.

Natürlich ist die Strecke von Ilanz nach Vals für einen Postauto-Chauffeur durchaus anspruchsvoll. Enge Strassen, unübersichtliche Kurven, entgegenkommende Lastwagen und gelegentlich ein paar Zentimeter, die über das Weiterkommen entscheiden.

Andererseits musste ich schmunzeln, als ich hörte, dass unser neuer Chauffeur zuvor in München gefahren ist.

Denn nachdem ich neulich selbst versucht hatte, in München bei Schreibmayr ein paar neue Hemden zu kaufen, weiss ich: Wer dort einen Bus sicher durch den Verkehr bringt, muss sein Handwerk beherrschen!

Da gibt es nicht einfach eine Strasse mit Gegenverkehr, sondern drei, vier und noch mehr Fahrspuren, auf denen sich Autos, Busse, Lieferwagen und Radfahrer gleichzeitig ihren Weg suchen. Kaum hat man sich auf die richtige Spur

eingeordnet, taucht schon die nächste Kreuzung auf. Von links schiessen E-Scooter heran, gelegentlich gleich mit drei Personen auf einem einzigen Gefährt, wechseln vom Gehsteig auf die Fahrbahn und steuern auf eine Ampel zu, deren Grünphase offenbar jeder für sich persönlich auslegt. Aus meiner Kindheit in Deutschland kenne ich das weniger, vielleicht sind diese Neuerungen im grossen Kanton ja mit der Ampelkoalition eingeführt worden.

Dazwischen Fussgänger, die noch schnell über die Strasse möchten, Radfahrer, die sich zwischen den Autos hindurchschlängeln, und Autofahrer, die mit bemerkenswerter Entschlossenheit die letzten freien Zentimeter nutzen und oftmals in zweiter Reihe parken.

Ich war jedenfalls schon froh, wenn ich heil auf der anderen Strassenseite ankam – und am Ende tatsächlich mit meinen neuen Hemden und dem Auto wieder aus München herausfand.

Dagegen hat unsere Valser Strasse beinahe etwas Beschauliches. Hier kommt einem vielleicht ein Lastwagen entgegen, dafür aber kein E-Scooter mit drei Münchnern drauf.

Die Herausforderung ist eben eine andere. In München muss man mit dem Verkehrschaos zurechtkommen, in Vals muss man die Strasse und ihre Besonderheiten kennen.

Ich hatte jedenfalls keinen Zweifel mehr daran, dass unser neuer Chauffeur sein Handwerk versteht. Und vielleicht konnte ich ihm mit meinen kleinen Hinweisen sogar noch etwas von unserer örtlichen Erfahrung mitgeben.

Ich erklärte ihm, weshalb mich der Parkplatz störte: die Brücke, das Pfarrhausfenster und vor allem die Fahrten mit älteren Menschen in unserer Rikscha. Er verstand das Anliegen und meinte, er werde bei einer Pause mit seinen Kollegen darüber sprechen, dass sie dort möglichst nicht parkieren und nicht auf dem Dorfplatz wenden.

Dann erzählte ich ihm noch von einer anderen Beobachtung. Wenn bei uns ein Lastwagen vom Valser Wasser entgegenkommt, kann es für ein Postauto ziemlich eng werden. Auch schon, wenn sich zwei Autos kreuzen, fahren wir in Vals normalerweise auf den Gehsteig. Selbstverständlich nur dann, wenn da keine Leute drauf sind.

Doch der Postautochauffeur hatte diese einfache Lösung wohl offensichtlich nicht vor Augen und der Fahrer vom Valser Wasser schütteltet nur den Kopf, nachdem er endlich an dem Postauto vorbeigekommen war.

So tauschten wir Erfahrungen aus. Und auch eine ältere Dame hatte Freude, als sie zu uns kam und nun auch mit dem neuen Postautochauffeur ein paar Worte wechseln konnte.

Als ich wieder ins Pfarrhaus zurückging, musste ich über mich selbst schmunzeln. Da hatte ich mich innerlich schon zu einer grösseren politischen Empörung aufgeschwungen, wollte die Strukturen von PostAuto untersuchen und einen Artikel schreiben. Dabei hatte ich zunächst nicht einmal den Menschen im Bus bemerkt.

Ob die Busse dort künftig wirklich nicht mehr parkieren, weiss ich noch nicht. Aber wir hatten miteinander gesprochen.

Er wollte das Anliegen weitergeben. Und vielleicht ist das bereits ein schönes Beispiel dafür, wie ich mir Demokratie im Kleinen vorstelle: nicht immer zuerst nach oben schreiben und eine neue Regel verlangen, sondern mit den Menschen reden, die es unmittelbar betrifft. Erfahrungen weitergeben, gemeinsam eine Lösung suchen und die Mitmenschen einladen, Verantwortung für unser Gemeinwesen zu übernehmen.

Und plötzlich: die Vereinigten Staaten von Europa

Ganz anders klang das Musikvideo, auf das ich bei meiner Beschäftigung mit dem Besuch des ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj gestossen bin. Selenskyj traf Bundeskanzler Friedrich Merz und sprach im Anschluss wohl auch mit Jan Böhmermann bei ZDF Neo, das wohl schon zum deutschen Staatsfernsehen dazu gehört. Obwohl mir dieser Mensch nicht gerade sympathisch ist, werde ich mir wohl dieses Interview einmal noch anschauen.

Der Satiriker hatte bereits 2019 die «United States of Europe» besungen: nicht bloss Zusammenarbeit zwischen Staaten, sondern die Sehnsucht nach einer europäischen Föderation mit gemeinsamer Verfassung.

Die Vorstellung hat zweifellos ihren Reiz. Frieden, offene Grenzen, Menschen verschiedener Sprachen, die gemeinsam an einer besseren Zukunft bauen. Auch ich wünsche mir ein Europa, in dem Menschen einander nicht als Feinde begegnen.

Aber mich beunruhigt die Frage, wie solche grossen Zukunftsentwürfe entstehen und wer darüber entscheiden

darf. Werden sie von den Bürgern her entwickelt? Oder von oben entworfen und dann mit eingängigen Bildern und grossen Gefühlen beworben? Ein Lied ist noch kein Regierungsprogramm, ein Interview noch keine geheime Absprache. Ich habe keinen Beleg dafür, dass Bundesregierung, ZDF und Böhmermann an einem gemeinsamen Plan arbeiten. Aber nach der Rolle von Politik und öffentlich-rechtlichen Medien darf man fragen, gerade in Kriegszeiten.

Vielleicht muss ich als Dorfpfarrer dabei auch auf mich selbst schauen: Schon ein Postauto vor meinem Fenster verführte mich dazu, von den Verantwortlichen «da oben» eine Lösung zu erwarten, bevor ich überhaupt mit dem Fahrer gesprochen hatte. Wie viel schwieriger wird das erst, wenn es nicht um einen Parkplatz, sondern um die Zukunft eines ganzen Kontinents geht?

Supranationale Liebe – die kennen wir doch schon

Ein Ausdruck aus Böhmermanns Lied lässt mich besonders aufhorchen: «Supranational Love». Liebe über die Grenzen der Nationen hinweg.

Als katholischer Priester müsste ich da eigentlich zustimmen. Katholisch heisst allumfassend. Wir gehören zu einer Gemeinschaft, die Menschen aller Kontinente verbindet. In Vals feiern wir denselben Glauben wie Christen in Rom, in der Ukraine, in Russland, in Afrika und Südamerika. Die Kirche braucht für diese Verbundenheit keinen europäischen Pass und keine gemeinsame Regierung.

Gerade deshalb möchte ich unterscheiden: Die Kirche verkündet Liebe und Versöhnung. Der Staat hat Gesetze, Steuern, Verwaltung und notfalls das Gewaltmonopol. Wenn politische Programme mit einer beinahe religiösen Erlösungssehnsucht auftreten, werde ich vorsichtig. Und die Geschichte mahnt auch uns Kirchenleute: Wo Religion und Staatsmacht sich gegenseitig vereinnahmten, ist daraus nicht nur Gutes entstanden.

Der Soziologe Niklas Luhmann hat beschrieben, wie moderne Gesellschaften unterschiedliche Aufgabenbereiche ausbilden: Politik, Recht, Religion und Massenmedien folgen nicht einfach derselben Logik, nicht den selben Codes. Diese Unterscheidung hilft mir. Der Politiker soll politisch Verantwortung übernehmen, der Journalist kritisch beobachten, der Satiriker Macht und Widersprüche aufs Korn nehmen und der Theologe den Menschen helfen, nach Gott, Wahrheit und Gewissen zu fragen und Transzendenz zu erfahren.

Und falls es tatsächlich Kräfte geben sollte, die künftig lieber Satiriker als Staatslenker sehen möchten, wäre mir auch dabei eine freie und demokratische Wahl wichtig. Wobei ich gestehen muss: Auch wenn die Deutschen mit österreichischen Staatslenkern historisch nicht gerade die besten Erfahrungen gemacht haben, würde ich persönlich Lisa Eckhart mehr Vertrauen entgegenbringen als Jan Böhmermann.

Natürlich darf jeder über die Grenzen seines Berufs hinaus mitreden. Sonst dürfte ich diese Zeilen nicht schreiben.

Aber ich wünsche mir, dass die Aufgaben erkennbar bleiben. Vor allem sollte kritischer Journalismus nicht unbemerkt in politische Werbung übergehen.

Fortschritt ohne Trümmer?

Vielleicht fasziniert uns die Vorstellung einer völlig neuen Ordnung, weil sie so vieles einfacher erscheinen lässt. Deutschland hat im vergangenen Jahrhundert gewaltige technische Aufbrüche erlebt. Die Goldenen Zwanzigerjahre stehen für Fortschrittsbegeisterung; später wurden Zukunftsversprechen auch von der nationalsozialistischen Propaganda vereinnahmt. Und nach dem Zweiten Weltkrieg entstand aus Trümmern ein neues Deutschland.

Heute sprechen wir wieder von grossen Veränderungen: künstliche Intelligenz, Energietechnik, Medizin, Vernetzung. Vielleicht steht uns tatsächlich eine neue Stufe der Zivilisation bevor.

Aber muss man dafür erst das Alte zerstören?

Die Bilder aus der Ukraine und aus Gaza machen mich traurig. Wenn später über moderne Neubauten, neue Strassen und wirtschaftliche Chancen gesprochen wird, frage ich mich, ob wir dabei die Menschen übersehen, deren Heimat zerstört wurde. Ich behaupte ausdrücklich nicht, die Zerstörung sei absichtlich verursacht worden, um Bauprojekte zu ermöglichen. Dafür fehlen mir Belege. Aber eine Stadt besteht eben nicht nur aus Gebäuden. Sie besteht aus Erinnerungen, Beziehungen und einem gewachsenen Leben, aus einer Kultur.

Auch ein Staat ist mehr als ein Verwaltungsgebiet, das man am Reissbrett neu zeichnen kann. Vielleicht ist die eigentliche zivilisatorische Leistung nicht der grosse Neubeginn nach der Katastrophe, sondern die Fähigkeit, das Bestehende friedlich und behutsam weiterzuentwickeln.

Die Schweiz und die Demokratie von unten

Als Schweizer und zugleich deutscher Staatsbürger schaue ich auf diese Fragen mit zwei Perspektiven. Deutschland hat eine Verfassung, die europäische Integration ausdrücklich ermöglicht und zugleich die demokratische Grundordnung schützt. Artikel 20 Absatz 4 enthält ein Widerstandsrecht für einen äussersten Notfall, in dem diese Ordnung beseitigt werden soll und andere Abhilfe nicht mehr möglich ist. Ein satirisches Lied oder ein Präsidenteninterview sind kein solcher Fall. Aber die verfassungsrechtlichen Grenzen eines künftigen europäischen Bundesstaates gehören offen diskutiert.

Wenn eines Tages tatsächlich die politische Eigenständigkeit Deutschlands in einer neuen europäischen Staatsordnung aufgehen sollte, würde ich mir eine klare demokratische Entscheidung darüber wünschen. Die Menschen müssten wissen, worüber sie entscheiden, und welche Kompetenzen künftig wo liegen.

Auch bei unseren Schweizer europapolitischen Abstimmungen möchte ich genau hinschauen. Die bilaterale Zusammenarbeit ist nicht dasselbe wie der Beitritt zu einem europäischen Bundesstaat. Aber die Frage, welche Entscheidungen wir weiterhin selbst treffen und welche wir gemeinsam mit

anderen regeln wollen, ist für mich entscheidend. Den Verdacht werde ich jedenfalls nicht los, dass hier Menschen mit einer sogenannten Salamitaktik an den Werke sind.

Ich bin nicht gegen Europa. Ich wünsche mir gute Beziehungen zu möglichst vielen Ländern. Nur bin ich nicht überzeugt, dass aus guten Nachbarn erst ein einziger grosser Staat werden muss, damit sie friedlich miteinander leben können.

Unsere Schweizer Demokratie ist nicht perfekt. Sie ist oft langsam und umständlich. Gemeinden, Kantone und Bund müssen sich miteinander verständigen. Wir streiten, sammeln Unterschriften, stimmen ab und akzeptieren gelegentlich auch eine Niederlage. Aber vielleicht ist gerade diese Mühe wertvoll. Sie erinnert die Politik daran, dass nicht alles von oben nach unten organisiert werden kann.

Dazu passt das Prinzip der Subsidiarität aus der katholischen Soziallehre: Was Menschen und kleinere Gemeinschaften selbst verantworten können, soll ihnen nicht unnötig von grösseren Instanzen abgenommen werden. Eine Gemeinde ist kein lästiges Hindernis auf dem Weg zu einem perfekten Verwaltungsplan. Sie ist ein Ort, an dem Menschen gemeinsam leben und Verantwortung übernehmen.

Und jetzt zurück ins Pfarrhaus

Ich werde bei den nächsten Abstimmungen nach meinem Gewissen entscheiden und dabei besonders darauf achten, wie viel Selbstverantwortung und Mitsprache uns erhalten bleiben.

Das ist keine Kampfansage gegen Europa, sondern ein Bekenntnis zu einer Demokratie, die von den Menschen ausgeht.

Und dann möchte ich mich eigentlich wieder meinen Aufgaben widmen. Eine Beerdigung will vorbereitet werden, das Pfarreiblatt muss am Montag bei der lieben Asiye sein, Menschen warten auf einen Besuch und die heilige Messe im Wohn- und Pflegehaus.

Vielleicht kann ich nebenbei noch etwas zu unserem Postautoproblem beitragen. Nicht mit einer grossen Verordnung aus Bern, sondern durch ein Gespräch vor dem Pfarrhausfenster.

Die viel besungene supranationale Liebe beginnt womöglich nicht erst bei den Vereinigten Staaten von Europa. Vielleicht beginnt sie dort, wo ich im vermeintlich störenden Postauto endlich den Menschen sehe, der darin sitzt.

Und wenn der Chauffeur dann noch aus München kommt, haben wir sogar ganz ohne europäischen Superstaat schon ein kleines Stück grenzüberschreitende Verständigung geschafft.



Von der bayerischen Mass über die Schweizer Stange bis zum Herrgöttli und dann vielleicht auch mal wieder zurück zum Küble – das wäre zwar ein reizvolles Programm zur Inkulturation unseres neuen Chauffeurs.

Allerdings nicht während seiner Dienstpause. Da muss selbst ein freiheitsliebender Dorfpfarrer zugeben, dass gewisse Vorschriften durchaus ihren Sinn haben. Schliesslich möchte ich ja, dass unser Postauto sicher ans Ziel kommt – und nicht, dass es die europäische Einigung bereits auf der Fahrt nach Vals allzu schwungvoll und mit immer noch mehr Menschenopfern vorantreibt.

November 2026